



Aus Freude am Lesen

Wien 1903. Im Schatten einer Kirche wird ein enthaupteter Mönch gefunden. Bald stellt sich heraus, dass er ein ausgemachter Antisemit war. Liebermann, jüdischen Ursprungs, aber nicht religiös, beginnt in kabbalistischen Kreisen zu recherchieren und wird immer stärker angezogen von der Welt der jüdischen Mystik mit ihren Ritualen und Überlieferungen. Als ein zweiter Judenhasser auf dieselbe Weise wie der Mönch ermordet wird, heizt sich die Situation im immer antisemitischer werdenden Wien bedrohlich auf. Liebermann selbst bekommt es zu spüren, als er Opfer eines politisch-klerikalen Komplotts wird. Er begleitet seinen Vater nach Prag und stößt auf die Legende des Golem: des von Rabbi Loew aus Lehm erschaffenen, furchterregenden Dämonen, der lange Zeit das Prager Ghetto beschützte. Dieser Mythos bringt Liebermann auf eine Idee. Als er nach Wien zurückkehrt, wird klar, dass er mit seinem Verdacht nicht falschliegt. Denn nun ist er selbst im Fokus des »Wiener Golem« ...

FRANK TALLIS ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, u.a. den *Writers' Award from the Arts Council of Great Britain* und den *New London Writers' Award*. Frank Tallis lebt in London.

Frank Tallis

# Kopflös

Ein Fall für Max Liebermann

*Aus dem Englischen von  
Lotta Rüegger und Holger Wolandt*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Darkness Rising* bei Century/Arrow, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

## 6. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2010

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Frank Tallis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlagfoto: Ilona Wellmann / trevillion images

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74026-0

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Für Paul Samet für ein Geschenk,  
das ich zu schätzen weiß.



ERSTER TEIL

*Das Zerbrechen der Gefäße*



# 1

Liebermann stieg aus dem Fiaker.

Zwei Gendarmen in langen Mänteln und Pickelhauben standen mitten auf der Straße und versperrten den Weg. Einer von ihnen trat auf ihn zu.

»Herr Dr. Liebermann?«

»Ja.«

»Hier entlang, bitte.«

Die Sonne war eben erst aufgegangen, und die morgendliche Luft war kalt und feucht. Auf der Straße standen vier schwarz lackierte Fuhrwerke, eines davon war ein fensterloser Leichenwagen. Ein heller Lichtblitz machte die Pferde scheu und ließ auf die Anwesenheit des Polizeifotografen schließen. Liebermann und der Gendarm gingen weiter auf einen gepflasterten Platz zu, der von einer weißen Kirche mit einer geschwungenen, konvexen Barockfassade dominiert wurde.

»Die Kirche Maria Treu«, sagte der Gendarm.

Liebermann war auf dem Weg zum Theater in der Josefstadt oft an dieser Kirche vorbeigekommen, hatte aber nie innegehalten, um sie in ihrer vollen Größe in Augenschein zu nehmen. Er musste den Kopf in den Nacken legen, um alles sehen zu können. Die beiden Turmhelme waren mit Kugeln dekoriert und flankierten eine klassische Säulenfassade. Unter dem Giebel-

dreieck stand zu lesen: *Virgo Fidelis Ave Coelestis Mater Amoris*. Darunter verriet eine Uhr die frühe Stunde, es war sechs Uhr. Geflügelte Skulpturen spähten über das Giebeldreieck hinweg. Sie tummelten sich unterhalb eines goldenen Kreuzes, dessen Schnittpunkt von goldenen Stäben gekreuzt wurde, den Strahlen des göttlichen Lichts.

Auf beiden Seiten des Platzes ragten identische dreistöckige Häuser auf, einfach, zweckmäßig und mit Rauputz versehen. Unter einem Wappen war das Wort *Gymnasium* in einen Stein gehauen.

Vor der Kirche standen zwei Gaslaternen. Unter der einen hatte sich eine Gruppe Männer zusammengefunden. Der Fotograf und sein Assistent bereiteten alles für die nächste Aufnahme vor. Wieder blitzte es auf, und etwas Dunkles und Unförmiges ließ sich auf der Erde ausmachen. Der Rauch des Magnesiumstreifens hing in der Luft. Liebermann vernahm das Geräusch von Hufen und ein nervöses Wiehern.

Einer der Männer drehte sich um, ein korpulenter Herr mit einem nach oben gezwirbelten Schnurrbart.

»Max!«

Kriminalinspektor Oskar Rheinhardt marschierte auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

»Danke, dass du gekommen bist, Max.« Der Gendarm schlug die Hacken zusammen und eilte auf seinen Posten zurück.

»Wann hast du Hausmanns Anruf erhalten?«

»Gegen fünf«, erwiderte Liebermann und unterdrückte ein Gähnen.

»Tut mir leid«, sagte Liebermann mitfühlend. »Ich dachte, da du ja nicht so weit weg wohnst ...«

»Natürlich«, sagte Liebermann, wobei ein leiser Vorwurf in seiner Stimme nicht zu überhören war.

»Wann musst du in der Klinik sein?«

»Um halb acht.«

Rheinhardt nickte und bedeutete Liebermann dann, ihm zu folgen.

»Hat dir Haussmann alles erzählt?«

»Ja, allerdings.«

»Du weißt also, was dich erwartet. Gut.«

Rheinhardt packte den Fotografen am Arm und sagte: »Einen Augenblick, bitte.« Dann geleitete er seinen Freund weiter vor.

Im Lichtschein der Gaslaterne lag etwas, was auf den ersten Blick wie ein großes Bündel Kleider aussah, umgeben von schillerndem Schwarz mit unregelmäßiger Kante, ähnlich den Umrissen eines Landes auf einer Landkarte. In der Luft lag der Geruch von rostendem Eisen.

»Bruder Stanislaw«, sagte Rheinhardt.

Der Leichnam des Paters wirkte aufgrund der Piaristenkutte, die denen der Jesuiten glich, konturlos. Sein Mönchsgewand wurde vorne von drei Lederknöpfen zusammengehalten. Der Leichnam lag auf dem Rücken, die Füße waren unter dem Saum der Kutte verborgen. Auf einer Seite ragte eine Hand mit gekrümmten Fingern hervor. Diese bleiche, knochige Kralle war das Einzige, was von Bruder Stanislaws Körper zu sehen war. Die Kapuze war blutdurchtränkt, plattgedrückt und ganz offensichtlich leer.

Liebermann blickte über die Leiche hinweg und entdeckte den Kopf des Paters. Er war auf den Anblick vorbereitet worden, was den Schock aber kaum zu mindern vermochte.

»Er wurde um halb vier entdeckt«, sagte Rheinhardt. »Einer der Piaristen, Bruder Wendelin, konnte nicht schlafen und ging hinaus, um etwas frische Luft zu schnappen.«

»Wo ist Bruder Wendelin jetzt?«, fragte Liebermann.

»Er betet in der Kirche.«

»Hat er etwas gesehen oder gehört?«

»Nichts.«

Liebermann trat näher und ging dabei vorsichtig um die Blutlache herum. Er kniete sich nieder und betrachtete den Halsstumpf des Paters aus der Nähe. Die Morgendämmerung bot genug Licht, um die kopflose Leiche in Augenschein nehmen zu können. Was er vor sich sah, erinnerte jedoch in keiner Weise an die Sezierleichen seiner Anatomievorlesung, die ihn stets an das fettmarmorierete Fleisch eines frischen Bratens erinnerten. Die Öffnung der Luftröhre und die harten Knorpel waren verschoben. Die Halswirbel waren zertrümmert, die Muskeln zerrissen und verdreht. Eine gummiartige Arterie hing noch tropfend über den Trapezius herab. Etwas Lilafarbenes, von Venen durchzogenes Läppchenartiges lag nahe der rechten Schulter des Paters auf der Erde. Liebermann vermutete, dass es sich um einen Teil der Schilddrüse handelte.

Plötzlich hatte er die Stimme seines alten Anatomieprofessors im Kopf: *Scalenus medius, sternocleidomastoideus, omohyoideus*. Der junge Arzt war bestürzt. Er war zwar kein Pathologe, kannte sich jedoch gut genug mit der Anatomie aus, um bei dem Anblick, der sich ihm bot, eine große Beunruhigung zu empfinden.

»Was ist, Max?«

Liebermann machte eine abwehrende Handbewegung, um zu bedeuten, dass er noch nicht bereit war, einen Kommentar abzugeben. Er erhob sich und ging auf den abgetrennten Kopf zu. Es schien eine übermäßig lange Zeit in Anspruch zu nehmen, diese relativ kurze Strecke zurückzulegen, wobei der fürchterliche Anblick eine seltsame Faszination auf ihn ausübte. Er hörte, wie Rheinhardt ihm folgte, und vernahm halblaute Stimmen. Die Welt schien vor ihm zurückzuweichen.

Erneut beugte Liebermann sich vor.

Das Gesicht des toten Paters war an die Pflastersteine ge-

drückt, seine Augen waren geschlossen, die Lippen leicht geöffnet. Haare und Bart waren von silbrigen Strähnen durchzogen, auf der bleichen Haut hafteten Blutspritzer, die große Adlernase war zur Seite gedrückt. Obwohl sich Liebermann bewusst war, dass der Pater nichts mehr wahrnahm, verspürte er plötzlich das dringende Bedürfnis, die Hand auszustrecken und den Kopf umzudrehen, damit er es ein wenig bequemer hatte. Jahrelang hatte er dafür gesorgt, dass seine Patienten in ihren Betten bequem lagen, und diese Sorge war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, selbst jetzt unter Umständen, in denen sie fraglos überflüssig war.

Liebermann betrachtete eingehend den Hals des Paters und stellte dieselbe anatomische Verwüstung fest: überdehnte und verdrehte Muskulatur, identische Verschiebungen und Schlitterschäden. Der Rand der papierenen Haut sah besonders makaber aus.

»Und?«, fragte Rheinhardt.

Liebermann richtete sich wieder auf.

»Es hat den Anschein, als sei ihm der Kopf ... vom Körper gerissen worden.«

»Das dachte ich auch. Vielleicht sollte ich heute Nachmittag in den Prater gehen.«

»Wie bitte?«

»Um die starken Männer zu befragen.«

*Die Klänge eines Leierkastens: Herren in weißem Trikot und schwarzen Turnhosen, die ihre Oberarmmuskeln spielen ließen.*

Liebermann konnte sich keinen dieser eitlen, sich in Pose werfenden Clowns dabei vorstellen, wie er den Kopf des Paters packte und ihn ihm von den Schultern riss.

»Oskar«, meinte Liebermann, »ist dir eigentlich klar, wie viel Kraft man braucht, um jemandem den Kopf abzureißen?«

»Ganz offensichtlich recht viel Kraft.«

»Selbst mit einem Pferd – und einer Vorrichtung, die den Rumpf festhielt – wäre es schwierig.«

»Dann haben wir es hier vielleicht mit mehreren Tätern zu tun?«

»Möglicherweise ...«

»Wie viele?«

»Zwei oder drei schwere Burschen setzten sich auf das Opfer, und ein dritter und vierter drehten den Kopf herum ... das dürfte aber recht viel Zeit in Anspruch genommen haben.«

»Wie viel?«

»Schwer zu sagen. Aber wie lange auch immer sie gebraucht haben mögen, es scheint sie nicht sonderlich gekümmert zu haben, ob man sie erwischt! Sie haben ihre abscheuliche Tat hier unter der Gaslaterne verübt! Sieh dir einmal das Muster an, das der Blutschwall erzeugt hat.« Der junge Arzt führte mit den Händen vor, wie das Blut in die Luft gespritzt sein musste. »Schau dir diese Flecken an. Sie zeigen, wie der Kopf vom Rumpf weggerollt sein muss. Bruder Stanislaw wurde ganz offenbar in der Stellung geköpft, in der wir ihn jetzt vor uns sehen. Vermutlich war er jedoch nicht bei Bewusstsein, als er ermordet wurde. Seine Augen sind geschlossen ... ein Mann, der sich gegen vier oder fünf Angreifer zur Wehr setzte, hätte mit allergrößter Sicherheit weit aufgerissene Augen gehabt.«

»Könnten die Mörder ihm nicht die Augen geschlossen haben, nachdem sie den Kopf abgetrennt hatten?«

»Das schon. Aber das wäre dann doch etwas seltsam gewesen, findest du nicht? Einem Toten die Augen zu schließen, ist üblicherweise doch ein Zeichen des Respekts.«

Die Tür der Kirche wurde geöffnet, und ein älterer Pater kam heraus. Er bemerkte Rheinhardt und ging auf ihn zu.

»Hochwürden?«, sagte Rheinhardt.

»Mein Sohn, die Kinder ...« Der andere wirkte verlegen.

»Bruder Stanislaws sterbliche Hülle muss entfernt werden, bevor die Schule beginnt. Ich fürchte, ich kann es nicht gestatten, dass ...«

»Wir sind mit unserer Arbeit fast fertig«, fiel ihm Rheinhardt ins Wort. »Es dauert nicht mehr lang, das verspreche ich Ihnen.« Er wandte sich an Liebermann. »Entschuldige uns.« Er bedeutete daraufhin dem Fotografen, seine Arbeit fortzusetzen, und schob den alten Pater zurück Richtung Kirche.

Trotz der Anwesenheit so vieler Männer war es bemerkenswert ruhig. Die Polizisten unterhielten sich mit leisen, ehrfürchtigen Stimmen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit Blick auf die Kirche war eine Mietskaserne. Liebermanns Sicht wurde jedoch teilweise durch ein Denkmal versperrt, einer Säule mitten auf dem Platz, die von einer Statue der Jungfrau Maria gekrönt wurde. Sie war so hoch wie ein ägyptischer Obelisk. Liebermann beschloss, sie sich näher anzusehen.

Den Sockel der Säule zierten drei große Skulpturen. Die erste Gestalt hielt ein offenes Buch in der Hand und wies einen ungewöhnlich mitfühlenden Gesichtsausdruck auf. Der Kopf war nach vorne gebeugt, die melancholischen Augen und die gerunzelte Stirn ließen auf tief empfundene Gefühle schließen. Das steinerne Gewand mit seinem ausdrucksstarken Faltenwurf war die Arbeit eines Meisters. Die Figur – ob er oder sie, war nicht eindeutig zu erkennen – trug eine weite Kapuze, unter der lockiges Haar hervorquoll. Liebermann bewunderte auch die kunstvollen, zarten Hände, die anmutig das Buch hielten. Mit Bedauern stellte er fest, dass einige der Finger abgebrochen waren.

Liebermann ging um die Säule herum und hielt inne, um die zweite Figur zu betrachten. Auch sie trug eine Kapuze, hatte aber einen langen, lockigen Bart, starrende Augen und einen et-

was leeren Gesichtsausdruck. Zwei Vögel, möglicherweise Tauben, saßen auf einer inschriftlosen Tafel, die der Heilige in seiner linken Hand hielt.

Die dritte Gestalt – ein bärtiger Mann ohne Kapuze – war interessanter als die zweite. Sein Umhang bauchte, als würde er von einer Brise erfasst. Einer seiner Arme war ausgestreckt, als wolle er die Passanten dazu auffordern, sich etwas anzusehen, wovon er den Blick abgewendet hatte. Die andere Hand ruhte auf seinem Herzen, eine Geste, die Mitgefühl hervorrief.

Dieses heilige Dreigestirn war um den Sockel der Säule herum platziert, an der noch einige andere Figuren unterschiedlicher Größe (Engel, Cherubim und Ritter) befestigt waren. Die eigentliche, überaus hohe Säule war mit einem spiralförmigen Fries körperloser Putti verziert. Ihre pausbäckigen, kleinen Gesichter wirkten jedoch nicht glücklich, und ihre in der Tat eher unheilvollen Mienen ließen den Eindruck entstehen, als wolle der Stein sie verschlucken.

Die Säule wurde von einer goldenen Kugel mit zwei spitzen Hörnern gekrönt, und auf diesem Ball aus Metall stand die Heilige Jungfrau. Ihr Kopf war von einer Aureole aus Sternen umgeben, und sie hatte die Handflächen zum Gebet aneinandergelegt.

Liebermann trat einen Schritt zurück, um einen besseren Blick zu haben, und trat dabei in etwas, was er zuerst für Pferdemist hielt. Er verzog sein Gesicht, als sein Fuß versank. Als er jedoch zu Boden schaute, sah er, dass es Erde war, die auf den Pflastersteinen verstreut lag. Er musste sich durch die Klumpen einen Weg bahnen, damit seine Schuhe nicht noch schmutziger wurden.

Rheinhardt hatte die Befragung des alten Paters beendet und gab jetzt den Männern, die unter der Gaslaterne standen, Anweisungen. Der Fotograf nahm die Kamera vom Stativ und

stellte sie auf den Boden. Schließlich löste sich die Gruppe auf. Der Assistent des Inspektors, Haussmann, ging zum Fuhrwerk, das die Leiche transportieren sollte, und sprach mit dem Kutscher. Das Gespann wendete auf der Straße und fuhr dann rumpelnd auf den Platz. Einige Gendarmen konnten sich gerade noch in Sicherheit bringen.

»Und?«, rief Rheinhardt, als er näher kam. »Was glaubst du?«

Liebermann griff sich mit einer Hand ans Kinn und tippte mit dem Zeigefinger auf seine Lippen.

»Eine Gruppe, die etwas gegen die Geistlichkeit hat?«

»Welche?«

Liebermann zuckte mit den Achseln.

»Oder ein paar ehemalige Schüler, die einmal von Bruder Stanislaw erzogen wurden und die noch eine offene Rechnung zu begleichen hatten? Sie haben ihm irgendeine Grausamkeit heimgezahlt, die er ihnen angetan hat, als sie nicht die Möglichkeit hatten, diese zu vergelten?«

»Du sprichst von einem Priester!«, sagte Rheinhardt, der vor dieser Vorstellung zurückscheute.

Liebermann warf seinem Freund einen ironischen und amüsierten Blick zu. Er war nicht der Ansicht, dass der Anschein von Frömmigkeit automatisch Respekt verdiente.

»Man sollte nie unterschätzen, wozu Wut Kinder treiben kann. Sie ist wild und noch ungezähmt von zivilisierenden Einflüssen. Ich kann mir vorstellen, dass kindliche Rachefantasie, die von einer verschworenen Gruppe von Freunden gehegt wird, sich im Unterbewusstsein weiterentwickelt und über viele Jahre hinweg eine Spannung erzeugt, die sich schließlich nur noch in einem brutalen, kathartischen Mord entladen kann. Ritualisierte Handlungen kanalisieren und konzentrieren häufig die Energien einer Gruppe. Sie stellen die Möglichkeit dar,

diese Energien sicher zu entladen. Denk nur an Begräbnisgot-  
tesdienste und -zeremonien. Entsetzlicher Kummer, der auf an-  
dere Weise nicht zu bewältigen wäre, findet in traditionellen  
Totenwachen, Prozessionen und Ritualen Ausdruck. Eine Ent-  
hauptung hat ganz sicher auch einen rituellen Zug. Ich frage  
mich, ob sie einen ähnlichen Zweck erfüllen sollte.« Lieber-  
mann drehte sich um und betrachtete die Säule. »Was ist das?«

»Eine Pestsäule, wie die am Graben.«

»Und was stellen diese Figuren dar?«

Sie gingen um den Sockel herum.

»Das ist, glaube ich, die heilige Anna«, sagte Rheinhardt und  
deutete auf die androgyne Figur mit dem mitfühlenden Gesicht.  
»Die Mutter der Jungfrau Maria. Ich weiß nicht, wer dieser Bur-  
sche mit den beiden Vögeln sein soll, aber der hier«, Rheinhardt  
nickte in Richtung der letzten Statue, »ist ganz sicher der heilige  
Josef, der Ehemann der Heiligen Jungfrau. Soll ich für dich her-  
ausfinden, wer der Bursche mit den Vögeln ist?«

Noch ehe Liebermann antworten konnte, rutsche er auf den  
Pflastersteinen aus. Rheinhardt fing ihn gerade noch am Arm  
auf.

»Ist dir der ganze Schlamm aufgefallen?«, rief der junge  
Doktor. »Er kann nicht an den Schuhen von Passanten geklebt  
haben, dafür ist es zu viel. Befindet sich hier in der Nähe ein  
Park?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Rheinhardt kniete sich hin.

»Sie könnten in einem Wagen gekommen sein ...« Der In-  
spektor zerrieb etwas von dem Schlamm zwischen Daumen  
und Zeigefinger. »Er könnte an den Wagenrädern geklebt ha-  
ben.«

»In diesem Falle müssten auch die Spuren der Wagenräder zu  
sehen sein? Siehst du welche?«

Rheinhardt betrachtete den Boden.

»Vielleicht ist das ja nicht von Belang. Jemand hat möglicherweise vorher Blumentöpfe hier vorbeigetragen und sie fallen lassen.«

Liebermann säuberte seine Schuhe an dem Eisengitter, das den Denkmalsockel umgab. Der Schlamm war klebrig und ließ sich nicht leicht entfernen.

»Ich kann meine Visite nicht in schmutzigen Schuhen durchführen.«

»Nein«, erwiderte Rheinhardt. »Das wäre eine Katastrophe, davon bin ich überzeugt.«

Liebermann ignorierte die spitze Bemerkung des Inspektors. Schmutzige Schuhe interessierten Rheinhardt vermutlich nicht sonderlich, am allerwenigsten angesichts eines Mordes. In Wien konnte jedoch ein Arzt, der nicht auf seine Kleidung achtete, seinen Beruf genauso gut gleich aufgeben. Liebermann zog ein Taschentuch hervor, beugte sich vor und begann seine Schuhe zu polieren.

Rheinhardt hob den Blick gen Himmel.

»Was machst du da? Vor dem Theater steht doch immer ein Schuhputzer. Er wird in wenigen Minuten dort sein!«

Liebermann hatte nicht die Absicht zu warten.

## 2

Mendel Liebermann hatte dem Vortrag von Professor Freud nicht besonders aufmerksam gelauscht. Der erste Teil – ein geschichtlicher Abriss der wissenschaftlichen Untersuchung von Träumen – war recht interessant gewesen, aber der zweite Teil, der überwiegend von den jüngsten Entdeckungen des Professors gehandelt hatte, war schwer verständlich. Es war nicht das erste Mal, dass Mendel Freud in der Loge B'nai B'rith gesehen hatte. Freud hatte schon oft zu den Logenbrüdern gesprochen, und wenn er nicht gerade über seine psychologischen Theorien referierte, fand Mendel ihn vollkommen verständlich und sogar unterhaltsam. Seine Vorträge »Ziele und Zwecke des B'nai B'rith« und »Die Rolle der Frauen in unserem Bund« waren scharfsinnig und inspirierend gewesen. Wenn Freud jedoch über Psychoanalyse sprach, dann verstand Mendel überhaupt nichts mehr.

Das Publikum applaudierte noch, als sich Mendel an seinen Sohn wandte und sagte: »Ich bin nicht sicher, ob ich sehr viel davon verstanden habe.«

»Was hast du nicht verstanden?«

»Er sagte, man träumt von Dingen, die sich am Vortrag ereignen haben. Andererseits sagte er aber auch, dass Träume mit verbotenen Wünschen zu tun haben. Also was jetzt? Er-

innerungen an den Vortrag oder Wünsche ... ich verstehe das nicht.«

»Sowohl als auch, Vater«, sagte Liebermann.

Mendel strich sich über seinen Bart und sah seinen Sohn verärgert an.

»Was soll das heißen? Sowohl als auch? Im Leben gibt es normalerweise nur ein Entweder-oder. Könnt ihr Doktoren niemals unkomplizierte Erklärungen liefern ... so, dass jemand wie ich – ein einfacher Geschäftsmann – sie versteht? Alles, was sich nicht in einfachem Deutsch erklären lässt, ist in der Regel nicht wissenswert. Dieser Ansicht bin ich zumindest.«

»Nun gut«, erwiderte Liebermann. »Stell es dir folgendermaßen vor: Bei jeder Unternehmung bedarf es eines Kapitalisten, der den Aufwand bestreitet, und eines Unternehmers, der die Idee hat und sie auszuführen weiß. Die Rolle des Kapitalisten ist in der Traumbildung gleichbedeutend mit dem *unbewussten Wunsch*: Er liefert die psychische Energie für die Traumbildung. Der Unternehmer ist sozusagen der *Tagesrest*, der die Verwendung des Aufwands entscheidet. Also! Ist das jetzt einfach genug ausgedrückt?«

»Ja, das ist einfach genug. Wenn es Professor Freud auf diese Weise ausgedrückt hätte, hätte ich ihm ohne Schwierigkeiten folgen können.«

»Er hat es so ausgedrückt, Vater. Du hast nicht zugehört.«

Mendel vollführte eine Handbewegung, die besagte, das Thema sei beendet.

»Komm«, sagte Mendel knapp. »Lass uns gehen.«

Liebermann und sein Vater bahnten sich einen Weg zur Tür. Sie kamen an Professor Freud vorbei, der am Rednerpult stand und von einigen Männern umzingelt wurde, die ihm Fragen stellten. Einer von ihnen hatte seine Stimme erhoben. Sie klang nicht sonderlich freundlich. In einem Nachbarsaal wurden Ge-

tränke serviert. Vater und Sohn hielten an einem Fenster inne, von dem aus man die Universitätsstraße überblicken konnte. Draußen hatte es zu regnen begonnen.

»Siehst du da drüben? Kennst du den Mann?«

»Wen?«, fragte Liebermann und spähte hinter dem Vorhang hervor.

Mendel schüttelte den Kopf.

»Nathaniel Rothenstein, der Bankier. Reich wie ... wie sagt man noch gleich?«

»Krösus.«

»Ja. So reich wie Krösus.«

Rothenstein war ein großer, gut aussehender Mann Mitte fünfzig mit einer eindrucksvollen Mähne, die er wie ein Dichter zurückgekämmt trug.

»Ich weiß nicht, wer der andere Bursche ist«, sagte Mendel nachdenklich.

Der Bankier unterhielt sich mit einem älteren Mann, dessen kahler, schweißbedeckter Schädel unter der Gaslaterne glänzte. Sein ergrauter Bart war lang und dicht und ziemlich ungepflegt. Auf seiner langen, geraden Nase saß ein Zwicker. Rothenstein hatte sich offenbar ziemlich in Rage geredet, denn er fuchtelte mit den Händen in der Luft.

»Ich glaube, das ist ein Akademiker«, meinte Liebermann.

»Ach?«

»Ja. Ich bin mir sicher, dass ich ihn schon an der Universität gesehen habe. Ich glaube, er ist Professor, ein Mitglied der Philosophischen Fakultät.«

»Vielleicht ein Freund von Professor Freud?«

»Nein, ich glaube nicht.«

Mendels Interesse an Rothensteins Gefährten hielt nicht lange an. »Banken«, er seufzte, und seine Gedanken kehrten zu Rothenstein zurück. »Wenn ich noch einmal von vorne anfan-

gen könnte, dann würde ich mich darauf verlegen. Textilien sind gut und schön – aber das ist doch nur einen Schritt weit vom Marktstand entfernt. Bankgeschäfte sind etwas ganz anderes, eine andere Welt. Ein Mann wie Rothenstein muss sich nicht mit Fabrikleuten wie Doubek oder Lieferanten wie Zedlacher und Krakowski herumschlagen. Er muss nicht nach Prag reisen, um unfähige Buchhalter zu überwachen! Apropos – eine Reise dorthin ist auch wieder überfällig. Nein, ein Mann wie Rothenstein wird in die Hofburg eingeladen. Ein Mann wie Rothenstein diniert mit den Kaisern. Wenn Rothenstein spricht, hören ihm die Leute zu.«

»Sein Freund von der Universität hört ihm aber nicht zu«, meinte Liebermann.

Mendel fuhr herum.

»Warum musst du nur immer eine schlaue Bemerkung machen?«

Liebermann antwortete nicht, es wäre sinnlos gewesen. Er wusste, dass alles nur noch schlimmer wurde, wenn er versuchte, sich zu verteidigen oder zu rechtfertigen. Mendel gab einfach nur einer länger unterdrückten Wut Ausdruck (über deren Umfang der junge Doktor lieber nicht nachdenken wollte). Er hatte seinen Vater in doppelter Hinsicht enttäuscht. Erstens hatte er kein Interesse an den Tag gelegt, das Geschäft der Familie zu übernehmen, und zweitens hatte er nur fünf Monate zuvor die Verlobung mit Clara Weiss, der Tochter eines der besten Freunde seines Vaters, gelöst. Die erste dieser »Enttäuschungen« hatte ihr Verhältnis auf eine harte Probe gestellt, die zweite hatte es beinahe zerstört. Liebermanns Mutter hatte fast ein Wunder vollbracht, als es ihr gelungen war, Vater und Sohn dazu zu bringen, wieder miteinander zu sprechen. Der Waffenstillstand, den sie herbeigeführt hatte, war jedoch sehr zerbrechlich.

Mendels Bemerkung hatte die Stimmung so verdorben, dass sie jede weitere Unterhaltung erstickte. Vater und Sohn waren also sehr erleichtert, als ein eleganter Mann mit gepunkteter Fliege und geblümter Weste aus der Menge direkt auf sie zu trat.

»Liebermann«, rief der Hinzugetretene, nahm Mendels Hand und schüttelte sie energisch.

»Blomberg.«

»Und, was halten Sie von dem Vortrag?«

Mendel schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nicht wirklich verstanden.«

»Ich auch nicht ...« Blomberg schaute zur Seite und streckte seine Hand aus. »Das muss Ihr Sohn sein. Der Doktor?«

»Ja, das ist Maxim. Maxim – Herr Blomberg. Du erinnerst dich doch, dass ich von Herrn Blomberg gesprochen habe? Der Herr mit dem Warenhaus.«

Liebermann verbeugte sich: »Es ist mir ein Vergnügen, Herr Blomberg.«

»Ganz meinerseits, mein Junge ... Träume, was? Haben wir nicht alle Träume? Ich bin mir nicht sicher, was Professor Freud aus meinen machen würde, aber ich vermute, dass alle meine Träume dasselbe bedeuten. Ich habe nur einen Wunsch – und der ist alles andere als unterbewusst. Ein weiteres Warenhaus, und zwar in der Kärntnerstraße!« Blombergs Augen funkelten ein wenig zu sehr. »Davon träume ich.«

»Haben Sie gesehen, wer auch hier ist?«, fragte Mendel und warf einen raschen Blick durch den Saal.

»Rothenstein? Natürlich. Vielleicht wechsele ich später ein paar Worte mit ihm. Man kann nie wissen, oder?«

Blomberg wiegte nachdenklich den Kopf.

Mendel verzog das Gesicht.

»Ach! Immer ein Pessimist!« Blomberg hob die Hände.

»Pessimist?«, erwiderte Mendel. »Ein Pessimist ist doch nur ein gut unterrichteter Optimist!«

Das Publikum strömte immer noch aus dem Vortragssaal und verteilte sich in der Vorhalle. Zwei weitere Freunde Mendels gesellten sich zu ihnen, und sie kamen von Geschäften auf die Politik zu sprechen. Liebermann ging davon aus, dass diese Männer ähnliche Ansichten hegten wie sein Vater. Er erwartete, dass sie den Bürgermeister kritisieren und über die traditionellen Feinde der österreichischen Juden herziehen würden: die Geistlichkeit, den Adel und die konservativen Slawen. Die anderen zerbrachen sich darüber jedoch weniger den Kopf als Mendel. Im Großen und Ganzen schätzten sie die Lage der Juden in Wien extrem positiv ein.

Liebermann hatte bislang Einladungen zur Loge B'nai B'rith immer ausgeschlagen, da er davon ausgegangen war, dass sie nur von Leuten wie seinem Vater besucht wurde. Obwohl er gewusst hatte, dass Professor Freud ein aktives Mitglied war – und Freud unterschied sich in jeder Hinsicht von seinem Vater –, vermochte dies nicht, seine Auffassung zu ändern. Er war an diesem Abend nur erschienen, weil ihm sein Mentor eine besonders klare Darstellung seiner Traumtheorie versprochen hatte. Jetzt stand er im Logenhaus und musste zugeben, dass B'nai B'rith, was aus dem Hebräischen übersetzt so viel wie »Söhne des Bundes« bedeutete, anders war, als er sich vorgestellt hatte. B'nai B'rith war mehr ein Verein fortschrittlicher Denker als ein jüdischer Club, wobei ihn wundernahm, warum sein Vater so ein regelmäßiger Teilnehmer war. Wie so oft, wenn er sich das Verhalten seines Vaters zu erklären suchte, kam er zu dem Schluss, dass es gut für das Geschäft sein musste.

Professor Freud war endlich aus dem Vorlesungssaal aufgetaucht und stand jetzt auf der anderen Seite des Vorraums. Er unterhielt sich mit einem kleinen, spindeldürren jungen Mann

mit kurzem schwarzem Haar. Liebermann entschuldigte sich und verließ die Gruppe seines Vaters.

»Herr Professor.«

Freud gab Liebermann die Hand.

»Sehr erfreut, dass Sie kommen konnten.« Er deutete auf seinen Gefährten. »Kennen Sie sich? Nein. Dann erlauben Sie mir, Sie einander vorzustellen. Dr. Gabriel Kusevitsky, den ich gerade erst für unsere Sache gewinnen konnte. Dr. Max Liebermann.«

Der junge Mann lächelte und neigte seinen Kopf. Er wirkte zu jung, um schon Arzt sein zu können.

Liebermann gratulierte Freud zu seinem Vortrag, aber der Professor war unzufrieden. »Ich hätte noch mehr über die frühkindliche Sexualität sagen sollen – aber das führt unweigerlich zu Widerstand, sogar zu Feindseligkeit. Schon die spärlichen Verweise haben einige Leute in unserer kleinen Versammlung verstimmt. Hätte ich zu einem Kreis von Kollegen gesprochen, hätte ich mehr gewagt. Das Publikum könnte aber trotzdem profitiert haben.«

Liebermann und Kusevitsky beeilten sich zu widersprechen.

*Das Publikum habe mit Sicherheit profitiert!*

*Die Traumtheorie ließe sich nicht klarer erklären!*

*Keiner aus dem Publikum – zumindest keiner mit Denkvermögen – werde je wieder aus einem Traum erwachen, ohne über seine Bedeutung nachzudenken!*

*Ja, es hätte noch mehr über frühkindliche Sexualität zu sagen gegeben, aber er habe ganz sicher genug gesagt, wenn man einmal davon ausging, dass es sich bei den Zuhörern überwiegend um medizinische Laien gehandelt habe.*

Freud freute sich über ihre Reaktion, stellte aber nach wie vor eine düstere Stimmungslage zur Schau. Es gelang ihm jedoch nicht, diesen Schwindel lange aufrechtzuerhalten, und

bald wurde seine nüchterne Haltung von einem pfliffigen, gespielt unschuldigen Lächeln abgelöst.

Ihre folgende Unterhaltung dauerte nicht lange, da ein untersetzter Herr mit einem aufdringlichen Gehabe an sie herantrat und meinte, Freud werde anderswo benötigt. Das zweite Komitee der Loge (in dem Freud ein wichtiges Mitglied war) werde bei einer Bowle eine kurzfristig anberaumte Versammlung abhalten. Freud entschuldigte sich bei seinen Anhängern und erlaubte es dem Logenvertreter, ihn zu entführen.

Liebermann und Kusevitsky tauschten noch ein paar Höflichkeiten aus und priesen das Genie Freud, dann kamen sie auf ihre eigenen Berufe zu sprechen.

Es ergab sich, dass Kusevitsky sein Medizinstudium gerade erst abgeschlossen hatte. Er hatte ein renommiertes Forschungsstipendium an einer Privatklinik erhalten. Das Stipendium wurde von der Rothenstein-Stiftung finanziert.

Kusevitsky nickte diskret zu dem Bankier hinüber. »Diesem Herrn habe ich das Stipendium zu verdanken. Es eröffnet mir großartige Möglichkeiten.«

»Und auf welches Gebiet haben Sie sich spezialisiert?«, fragte Liebermann.

»Traumsymbolik«, sagte Kusevitsky. »Ein Vorschlag Professor Freuds. Wenn wir Träume deuten, dann müssen wir herausfinden, was bestimmte Gegenstände für den Träumer repräsentieren, indem wir untersuchen, wie sie sich zu seinen einzigartigen Erfahrungen und Assoziationen verhalten. Ein Pferd kann also für verschiedene Menschen unterschiedliche Dinge bedeuten.« Kusevitsky hatte dunkle, intelligente Augen hinter dicken Brillengläsern. Sein fliehendes Kinn wurde von einem spitz zulaufenden, dünnen Bart bedeckt. »Gleichzeitig«, fuhr er fort, »hat Professor Freud einige interessante Regelmäßigkeiten festgestellt, Elemente, die immer wieder in den Träu-

men vieler Patienten auftauchen und bei denen die Psychoanalyse nachgewiesen hat, dass sie immer genau dasselbe bedeuten. Beispielsweise stehen Kaiser und Kaiserin oft für die Eltern des Träumers. Ein Prinz und eine Prinzessin stehen für den Träumer oder die Träumerin und so weiter ... Ich finde diese allgemeinen Symbole äußerst interessant und glaube, dass sie aus einer tieferen Bewusstseinschicht kommen.«

Liebermann neigte skeptisch den Kopf.

»Vielleicht besitzen wir nicht nur ein persönliches Unterbewusstsein«, sagte Kusevitsky, »in dem alle unsere persönlichen Erinnerungen gespeichert sind, sondern auch noch ein *kulturelles* Unterbewusstsein, in dem wir Extrakte der ererbten Erfahrung unserer Urahnen mitbekommen. Diesen Extrakten begegnen wir in Form von Träumen. Sie lassen sich aber auch in anderen Zusammenhängen ausmachen, beispielsweise wenn wir Geschichten erzählen. Kaiser und Kaiserinnen, Prinzen und Prinzessinnen tauchen häufig in Mythen, Legenden und Märchen auf.«

»Sie sind zweifellos bereits mit den Werken der Philosophen der Romantik vertraut«, meinte Liebermann. »Hat nicht von Schubert etwas Ähnliches fast schon vor hundert Jahren vorgeschlagen?«

»In der Tat. Aber von Schubert konnte nur Spekulationen anstellen. Wir befinden uns heute in einer anderen Lage. Wir verfügen über die Psychoanalyse, die uns neue Werkzeuge liefert. Ich glaube, dass sich die Methoden Professor Freuds dazu verwenden lassen, das kulturelle Unterbewusstsein zu untersuchen und zu erforschen.«

»Das klingt sehr ehrgeizig. Sie haben also nicht vor, einen einzelnen Menschen, sondern die gesamte Menschheit zu analysieren?«

»Nicht ganz, vielleicht werde ich mit einer Rasse anfangen.

Die psychiatrischen Patienten der Privatklinik sind überwiegend Juden. Diesen werde ich mich als Erstes zuwenden.«

»Was hält Professor Freud von Ihrem Vorschlag?«

»Er ist Feuer und Flamme. Offenbar hat er sich schon vor Jahren für sogenannte *endopsychische Mythen* interessiert. Wenn ich es richtig verstanden habe, dann hat er die mögliche Existenz einer kollektiven Erinnerung mit einem Kollegen diskutiert ...«

»Vermutlich Fleiss.«

»Er schrieb damals ›Die Traumdeutung‹ und vertiefte sich nicht eingehender in dieses Thema. Er versichert mir jedoch, dass er beabsichtigt, sich eines Tages wieder damit zu befassen. Bis dahin hat er mir alles Gute gewünscht und gemeint, er würde sich bereits darauf freuen, die Ergebnisse meiner Untersuchung zu lesen.«

»Ja, ich kann mir denken, dass die Vorstellung archaischer Überbleibsel, die tief in der Psyche verborgen sind, Professor Freud gefällt. Er hatte immer schon ein Faible für Archäologie. Waren Sie schon einmal bei ihm zu Hause?«

»Nein.«

»Er besitzt eine Unmenge antiker Kunstwerke, Statuetten, Stelen, Amulette und Urnen ...«

Der kahlköpfige Universitätsprofessor, der sich zuvor so leidenschaftlich mit Rothenstein unterhalten hatte, hob die Hand und gab Kusevitsky ein Zeichen.

»Es tut mir leid«, sagte Kusevitsky. »Sie müssen mich entschuldigen. Professor Priel will ein paar Worte mit mir wechseln. Bis demnächst ...«

Er verbeugte sich und gesellte sich zu dem lebhaften Professor, der ihn mit einer weit ausholenden Geste in seiner Gruppe willkommen hieß.

Liebermann war sich nicht sicher, was er von Kusevitsky hal-

ten sollte. Er war ein sympathischer junger Mann, aber vielleicht etwas zu ernst. Liebermann war auch vom Wert seiner Forschungen nicht recht überzeugt – obwohl Freud sie absegnet hatte.

*Das kulturelle Unterbewusstsein, endopsychische Mythen, archaische Überreste ...*

Für Liebermann klang das etwas zu geheimnisvoll.

Konnten Erinnerungen aus der Urzeit wirklich von einer Generation zur nächsten überliefert werden?

Er wurde aus seinen Überlegungen gerissen, als eine Hand schwer auf seiner Schulter landete.

»Hast du schon den Kuchen probiert?«

Sein Vater. Er hielt ein Stück Gugelhupf über einen kleinen Teller. Der Rührkuchen duftete wunderbar und war mit Rosinen gespickt.

»Nein.«

»Du solltest ihn probieren.« Sein Vater hielt das Kuchenstück hoch, und dabei regnete der Zuckerguss herab. »Er ist aus der Bäckerei Grodzinski. Er hat ihn selbst gebacken.«

»In diesem Fall ...«

Es gab also doch noch einige Dinge, in denen sich sein Vater und er einig waren.

### 3

Der Zaddik – Rabbi Elimelech Ben Solomon Barasch – war ein untersetzter Mann mit markanten Zügen, einem langen schwarzen Bart und langen Schläfenlößchen. Er trug einen langen, pelzgefütterten Gehrock, ein weißes Hemd und Schuhe ohne Schnallen oder Schnürsenkel. Weiße Troddeln hingen von seiner Taille, jeder Faden war stellvertretend für die Fünf Bücher Moses fünfmal verknotet. Sein großer Kopf war rasiert, aber so stoppelig, dass seine Kippa nicht verrutschen konnte. Er thronte auf einem gepolsterten Sessel mit einer hohen Lehne.

Vor dem Zaddik hatte sich eine Gruppe junger Männer versammelt, insgesamt etwa zehn, die im Schneidersitz auf dem Boden saßen. Jeder trug einen aufwändig bestickten Schal um die Schulter. Gebetbücher lagen zwischen ihnen auf dem Persterteppich. Genau wie ihr Lehrmeister hatten sie ihre Köpfe rasiert und trugen lange, teils geflochtene Schläfenlößchen.

»Der *Maggid* von Safed sagt uns, dass die Welt, in der wir leben, unvollkommen ist. Das göttliche Licht konnte nicht in den heiligen Gefäßen gehalten werden – und diese heiligen Gefäße wurden zerbrochen. So geschah es, dass Seine mächtige Unternehmung scheiterte. Was kam, entsprach nicht dem göttlichen Plan. Was kam, war fehlerhaft – ein Universum, aus dem

Gleichgewicht geraten, krankend, ein Universum, in dem das Böse gedeiht.«

Der Zaddik schaute seinen Schülern einen nach dem anderen in die Augen. Sein Blick war durchdringend, und einige der jungen Männer wichen ihm aus.

»Wenn etwas zerbrochen ist, muss es repariert werden. Das ist unsere Aufgabe: *Tikkun*, das Reparieren der Gefäße, die Heilung des Kosmos. Wenn ihr euch fragt: Was ist der Zweck der menschlichen Existenz? Dann habt ihr jetzt eine Antwort: Tikkun. Was ist der Zweck des Himmels, der Erde, der Sterne und des Mondes? Dann lautet die Antwort: Tikkun. Das ist der Zweck der heiligen Bücher, der Zweck der Schrift, der Zweck des Gebetes. Das Erreichen des Tikkun ist das *einzig* Mittel der Erlösung. Es bringt die Perfektion zu Gott zurück und somit auch zum Universum, zur Menschheit und zum Volk Israel.«

Barash hielt inne und packte die Armlehnen seines Sessels. Seine Hände waren riesig, ähnlich den übergroßen Händen antiker Statuen – die Knöchel waren knollenförmig und die Finger geschwollen.

»Und wie sollen wir den Tikkun erlangen?«

Er hielt erneut inne, damit sich die Frage in den Gedanken seiner Schüler Raum schaffen konnte.

»Mein Rebbe ...«

Ein junger Mann, der vorne saß, hob die Hand.

Der Zaddik nickte, ihn zum Sprechen ermunternd.

»Durch das Studium der Gesetze, dem Befolgen der Gebote und dadurch, dass man sich ethisch bedingtem Handeln absolut verpflichtet fühlt.«

»Die selbstlose Verfolgung religiöser Vervollkommnung, Gershom«, sagte der Zaddik und bestätigte die Antwort des jungen Mannes, indem er sie auf ihren abstrakten Inhalt zu-

rückführte. »Die Aufgabe ist so groß, dass alle das Ihrige dazu beitragen müssen, alle müssen dabei eine Rolle spielen, mag sie noch so klein sein. Der größte Gelehrte und der unbedarfte Arbeiter haben das gemeinsam. Kein Mann ist davon ausgenommen. Ohne vollkommene Teilnahme wird der Tikkun keinen Erfolg zeitigen, und das Böse wird in der Welt bleiben.«

Der Zaddik beugte sich plötzlich vor. Einer der jungen Männer zuckte zusammen.

»So etwas wie ein unaufrichtiges Einhalten der Gesetze gibt es nicht. Das Einhalten der Gesetze ist von größter Bedeutung, weil durch diese Beachtung der Tikkun fortschreitet und Falsches berichtigt. Wenn ihr nachlässig seid, dann betrifft das nicht nur das Schicksal eurer Seele, sondern das der gesamten Schöpfung. Der Tikkun lastet ständig schwer auf unseren Schultern. Alle Taten und Missetaten besitzen kosmische Konsequenzen. Jeden Tag werden die Entscheidungen, die ihr trifft, entweder die Welt heilen oder ihren Abstieg in die Bosheit vortreiben. Jeden Tag werden eure Gedanken die Mächte des Guten und Bösen entweder stärken oder schwächen.«

Barashs tiefe und volle Stimme war immer lauter geworden. Er wirkte unnatürlich groß und kraftvoll, regelrecht monumental, ein Berg von einem Mann mit breiten Schultern, einem ausladenden Brustkorb, riesigen Füßen und marmornen Händen. Sein Eifer ließ ihn noch größer erscheinen, und er schien den ganzen Raum auszufüllen. Seine eindrucksvolle Persönlichkeit machte es seinen Anhängern leichter, der grundlegenden Lehre ihres Glaubens zu folgen: dass man sich Gott nur durch Vermittlung eines Zaddik nähern könne. Barash war der göttliche Bote, so wie schon sein Vater Solomon und sein Großvater – der ebenfalls Elimelech geheißen hatte – vor ihm. In ihrer chassidischen Sekte hielt man Barash für das einzige menschliche Wesen, das ihre Seelen erlösen konnte, das ihre Gebete Gott

vortragen und sicherstellen konnte, dass Gott die Reue derjenigen, die gesündigt hatten, annehmen würde. Im Gegenzug erhielt der Zaddik von seinen Anhängern ihren Glauben und materielle Sicherheit.

Die Studiengruppe kam zu einem Ende, und die jungen Männer nahmen ihre Mäntel und gingen. Barash stand am Fenster und sah ihnen hinterher, wie sie über den Hof und auf die Große Sperlgasse gingen. Die Gebäude in diesem Viertel waren recht heruntergekommen, da sie einmal einen Teil des ehemaligen Ghettos gebildet hatten. Als der letzte seiner Anhänger vor seinen Augen verschwunden war, wandte sich Barash seiner Korrespondenz zu, besprach Dinge des Haushalts mit seiner Frau und setzte sich dann eine große Biberfellmütze auf, um das Haus zu verlassen und einige ältere Mitglieder seiner Gemeinde zu besuchen.

Barash ging die schmalen Straßen entlang und kam dabei an verschiedenen Geschäften vorbei: einem Kolonialwarenladen, einer Bäckerei, einer koscheren Fleischerei, in deren weit geöffneten Tür Rinderhälften an Fleischerhaken hingen, einem Schuster, einem Uhrmacher und einem Tuchhändler. An einigen Läden hingen Schilder mit hebräischen Schriftzeichen, die meisten waren jedoch auf Deutsch. Gelegentlich sah Barash einen Mann, der ebenso gekleidet war wie er, obwohl die Chasidim nur eine relativ kleine Gruppe der jüdischen Bewohner Wiens darstellten. Auch in der Leopoldstadt waren Kaftan und Biberfellmütze kein häufiger Anblick.

Barash bog von der Hauptstraße in eine düstere Gasse ein – eigentlich nur eine Lücke zwischen zwei Häusern, die als Abkürzung diente. Es wurde kälter, als er sich zwischen die feuchten, hoch aufragenden Mauern begab. Plötzlich hörte er Schritte – eine leise Begleitung seiner eigenen – und schaute über die Schulter.

»Mein Rebbe ...« Es war Gershom.

Barash blieb stehen.

»Was ist los?«

»Ich war im Zucker und sah Euch vorbeigehen.«

Zucker war ein kleines Kaffeehaus in der Tandelmarktgasse.

Der junge Mann trat einen Schritt vor.

»Ich habe das hier gelesen.« Gershom hielt Barash eine zusammengefaltete Zeitung hin und deutete auf einen Artikel. Die Überschrift lautete: »Piaristenpater in der Josefstadt ermordet.«

Barash nahm die Zeitung und las die in Fraktur gesetzte Spalte. Seine eckigen Brauen zogen sich zusammen, und er atmete rascher. Als er fertig gelesen hatte, gab er dem jungen Mann die Zeitung zurück. Dieser sagte mit zitternder Stimme: »Wie wusstet Ihr?«

Der Zaddik, der über seinem Anhänger auftragte, antwortete nicht.

»Ihr sagtet, unsere Feinde würden niedergestreckt werden.« Der junge Mann war nervös, er war unsicher, ob er weitersprechen sollte. Aber sein Verlangen nach einer Antwort spornte ihn an: »Habt Ihr das hier gemeint? Hat es bereits begonnen?«

»Ja«, erwiderte Barash. »Es hat begonnen.«

»Mein Rebbe, woher wusstet Ihr?«

Barash betrachtete einige Karren, die am anderen Ende der Gasse vorbeifuhren. Ein Hausierer pries mit lauter Stimme ein Tablett voller Beugel an.

»Sei dankbar, Gershom – unser Joch wird bald beendet sein. Wie schon der große Maharal von Prag seine Leute von der Verfolgung befreit hat, so werden wir befreit werden. Bete, Gershom, und danke.«

Der junge Mann ließ sich mit diesen Worten nicht trösten.

»Aber ... mein Rebbe, wer ist der Täter?« Er hielt die Zeitung

in die Höhe. »War es ...« Gershom senkte die Stimme fast zu einem Flüstern. »War es einer von uns?«

»Natürlich nicht!«

»Aber wer dann?«

»Nicht wer, Gershom. Was!«

Licht strömte durch ein hohes Fenster. Der Abt hob das Kinn und schloss die von der Sonne geblendeten Augen. Rheinhardt fand, dass er müde aussah.

»Bruder Stanislaw war ein guter Piarist«, sagte der Abt. »Ihr findet vielleicht mein Lob etwas verhalten. Das klingt nicht sehr wohlwollend – *ein guter Piarist* –, aber was mich betrifft, kann es kein größeres Lob geben, könnte ich ihm keine größere Anerkennung aussprechen.« Der gelbe Lichtstreifen verblasste, und der Abt öffnete seine Augen. »Bruder Stanislaw verkörperte die Piaristentugenden. Er war demütig und fromm, arbeitete hart und gewissenhaft, er wurde von seinen Brüdern in Christus respektiert, und von den Kindern, die er unterrichtete.« Als sei ihm das nachträglich eingefallen, fuhr er fort: »Die jungen Menschen sind von der Welt weniger verdorben und werden ganz natürlich von der Güte angezogen, da bin ich mir sicher.«

»Woher stammte Bruder Stanislaw?«

»Aus Polen.«

»Hat er hier Familie?«

»Nein. Sein Vater war mittellos und ließ seine Frau und seinen Sohn im Stich, als Stanislaw noch ein Kind war. Stanislaws Mutter starb wenig später, Gott hab' sie selig!« Der Abt bekreuzigte sich. »Sie war eine fromme Frau. Stanislaw hatte die Piaris-

tenschule in Krakau besucht. Es war sein Ziel, sein Leben dem Dienst an anderen zu weihen – die Brüder, die ihn lehrten, inspirierten ihn. Er erhielt bereits als junger Mann die Weihen. Seither waren die Piaristen seine einzige Familie. Was wissen Sie über uns, Inspektor?«

»Ich weiß nur, dass Sie Armenschulen ins Leben rufen und leiten.«

»Wir verdanken unsere Existenz José de Calasanz.« Der Abt deutete auf ein Porträt, das an der Wand hinter seinem Tisch hing. Es handelte sich um ein nachgedunkeltes Ölgemälde, auf dem ein alter Mönch mit sanften Augen dargestellt war. »Er gelobte, den Notleidenden zu helfen, aber da er ein praktischer Mensch war, wollte er ihnen nicht nur mit Gebeten beistehen. Er glaubte, dass eine gute, kostenlose Schulbildung den in die Armut hineingeborenen Kindern bessere Möglichkeiten im Leben eröffnen würde. Als unser Orden von Papst Gregorius XI. anerkannt wurde, verpflichtete man alle Piaristenpatres dazu, über die drei üblichen Gelübde hinaus noch ein viertes abzulegen: das Gelübde der vollkommenen Hingabe an die unentgeltliche Ausbildung der Jugend.«

Der Abt lächelte. Er war zufrieden mit seiner kurzgefassten Geschichte.

»Hat Bruder Stanislaw oft mit Ihnen über die Kinder in seinen Klassen gesprochen?«

»Ja. Er sprach immer über sie: Wie Johannes mit seiner Algebra zurechtkam oder Franz Xaver mit seiner lateinischen Grammatik. Er genoss ihre kleinen Triumphe, als wären es seine eigenen gewesen.«

»Und was war mit den Kindern, die schwierig ... problematisch waren?«

»Was meinen Sie mit ›problematisch?«

»Kinder, die sich schlecht benahmen.«

»Bruder Stanislaw war ein erfahrener Lehrer. Er hatte nie Schwierigkeiten damit, die Disziplin in seinen Klassen aufrechtzuerhalten.«

»Aber wenn sich ein Kind dann doch einmal schlecht aufgeführt hat? Pfl egte er dieses Kind zu bestrafen?«

»Ja, natürlich.«

»Wie?«

»Buße. Immer wieder dasselbe abschreiben oder Gebete um Vergebung.«

»Und wenn sich dieses Kind dann immer noch schlecht benahm?«

»Tja, dann musste dieses Kind gezüchtigt werden.«

»Und zwar wie?«

»Birkenreisig ... auf die Finger der linken Hand.« Der Abt bemerkte, dass Rheinhardt etwas betreten wirkte. »Herr Inspektor, wenn unsere Schüler von dem, was wir ihnen bieten können, profitieren wollen, dann ist es notwendig, dass sie sich gut benehmen. Es wäre den anderen Kindern gegenüber auch nicht gerecht, wenn wir diese Bösewichte gewähren ließen.«

»Wie oft werden Kinder in dieser Form bestraft?«

»Nicht sehr häufig.«

»Vor zehn oder fünfzehn Jahren ... könnte es da jemanden gegeben haben, also ein Kind, das Bruder Stanislaw wiederholt bestrafen musste?«

Der Abt lehnte sich in seinem Sessel zurück, legte die Fingerspitzen aneinander und starrte darauf. Seine Stirn zeigte tiefe Falten.

»Nein. An ein solches Kind kann ich mich nicht erinnern, zumindest nicht aus jener Zeit.«

»Dann vielleicht früher?«

»Vor vielen Jahren, ungefähr etwa zwanzig, mussten wir einen Jungen relegieren, der Richard Kahl hieß ...«

»Was hatte er angestellt?«

»Er war ein Schläger und ein Dieb.«

»Hat Bruder Stanislaw ihn bestraft?«

»Das taten wir alle.«

»Wissen Sie, wo er jetzt steckt, dieser Kahl?«

»Auf dem St. Marxer Friedhof.«

»Er ist also tot?«

»Er begann zu trinken und erwürgte dann seine Frau.« Der Abt bekreuzigte sich erneut. »Eine Tragödie ... eine wirkliche Tragödie.« Der alte Mann blickte auf und fuhr mit verzweifelnder Stimme fort: »Herr Inspektor, Sie denken doch nicht etwa, dass einer unserer Schüler für den Mord an Bruder Stanislaw verantwortlich sein könnte?«

»Ich muss alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, Hochwürden.«

»Gott stehe uns bei.«

»Vielleicht könnten Sie so freundlich sein, einige der anderen Patres zu fragen, ob Sie sich an ein Kind erinnern können, das einen Groll gegen Bruder Stanislaw hegte.«

Der Abt nickte.

»Kam Bruder Stanislaw durch sein Amt mit Menschen in Kontakt, die an einer Geisteskrankheit litten?«

»Er hat im Rahmen seiner Arbeit Krankenhäuser besucht.«

»Wurde er je bedroht?«

»Von einem Irren?«

»Ja.«

»Das weiß ich nicht. Das wäre möglich ...«

»Wenn er bedroht worden wäre, hätte er das jemandem erzählt – gab es vielleicht einen anderen Piaristen, dem er sich anzuvertrauen pflegte?«

Der Abt schüttelte den Kopf. »Stanislaw behandelte alle Brüder in Christi gleich. Er pflegte keine *besonderen* Freund-